Readinger Magazin

für

Freunde der Deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

Herausgegeben von J. C. Goßler.

No. 10. — October Heft, 1824.

Darstellung des Weltsystems.

Das folgende Bruchstück habe ich aus den neuesten Schriften des Herrn Fr. Th. Schubart entlehnt, die in unserer jetzigen deutschen Literatur einen äusserst ehrenvollen Platz einnehmen. Schubart's astronomische Beobachtungen, so wie seine physio- und psichologischen Aufsätze verrathen unstreitig eine Tiefe, eine Gründlichkeit, einen so überaus unermüdeten Forschungsgeist, daß dieselben auch den hiesigen Freunden deutscher Literatur mitgetheilt werden sollten. Insoferne der gemeiniglich so beschränkte Raum dieser Blätter mir diese Mittheilungen erlaubt, werde ich es mir zum besonderen Vergnügen anrechnen, in der Folge Auszüge aus Schubarts Schriften aufzunehmen, und dadurch den Beweis meiner obigen Behauptung führen. Für heute mag das folgende Bruchstück nur als eine Einleitung zu den zu liefernden Auszügen aus Schubart's Astronomischen Betrachtungen dienen, indem ich im nächsten Hefte meine Leser näher mit den Werken des Verfassers bekannt zu machen gedenke.

Anmerk. des Herausg.

Eine der größten Schönheiten der Natur ist unstreitig der gestirnte Himmel. Der Philosoph, der in dieser Feuerschrift die Gesetze der Natur studirt; der Dichter, dessen Phantasie durch den erhabenen Anblick belebt wird; der Nomade, dessen einfaches Leben durch die Betrachtung der Scenen und Decorationen, die sich ihm täglich darstellen, aufgeheitert wird; der Seefahrer, der in den Lichtern des Tages und der Nacht dankbar die Wegweiser verehrt, die ihn auf seiner gefährlichen Bahn sicher geleiten; der Schwärmer, der dort oben zu lesen glaubt, was hier unten vorgeht; der Perser, der die Sonne, der Syrer, der den Mond, der Araber, der die Sterne

anbetet; Jeder von ihnen hat einen verschiedenen Genuß, und findet andere Schönheiten am Himmel. Es entstehet natürlich die Frage, was es eigentlich ist, das auf den rohen Naturmenschen, wie auf den Mann von Bildung, eine so starke Wirkung macht? Ohne Zweifel hat derjenige nur einen sehr unvollständigen Begriff von dieser Schönheit, der am Sternengewölbe nichts weiter sieht, als schwarzen Sammet mit Demanten vom reinsten Wasser besetzt. Wäre es nur dieß, so würde die ewige Einförmigkeit bald ermüden, wie die Pracht eines Leichenzuges, der kein Ende nimmt. Was sich unserm Auge zeigt, ist nicht die schwarze Decke eines Katafalks, sondern die dunkle, von unzähligen, ewig brennenden Fackeln dennoch sparsam erleuchtete Vorhalle zum Tempel des Unendlichen, in dessen Allerheiligstes kein sterbliches Auge dringen wird; das heilige Feuer, welches keiner Menschenhände bedarf, um nie zu erlöschen; hier umweht uns die sanfte Stille des Grabes, aber nicht schrecket uns die kalte Ruhe des Todes.

In diesen beiden Ansichten liegt, nach meinem Gefühle, die Beantwortung der Frage, worin eigentlich der große Genuß besteht, den der Anblick des gestirnten Himmels jedem gefühlvollen Menschen gewährt. Woher kommt es, daß die Betrachtung des schönsten Kunstwerks uns bald ermüdet; daß selbst die größten Schönheiten der Natur endlich Ueberdruß erwecken würden, wenn sie nicht durch Geschöpfe des Thierreichs belebt, und durch den Wechsel der Jahreszeiten verwandelt würden; daß hingegen der gestirnte Himmel nie den Reiz der Neuheit verliert, daß er seit Jahrtausenden allen Völkern ein Gegenstand der Bewunderung, sogar der Anbetung ist, und den gebildetsten Menschen unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken giebt? Der Grund liegt darin, daß dieser Anblick uns einen sinnlichen Begriff, eine leise Ahnung wenigstens, von der Unendlichkeit giebt, und eine regelmäßige, nie unterbrochene Bewegung zeigt, die den Künstler der vollkommensten Maschine nicht verkennen läßt. Jede sternklare Nacht öffnet neue, noch nicht bemerkte, Aussichten; selbst die Zahl der Sternen häuft sich mit jedem neuen Blick, den das geübtere Auge auf den Himmel wirft, und grenzt, wenn man dem Auge durch Fernröhre zu Hülfe kommt, an das Unendliche; mit jeder neuen Vollkommenheit der Teleskope entwickeln sich aus der Tiefe des unermeßlichen Raums, dessen Grenzen wir erreicht zu haben glaubten, neue noch kleinere und schwächer glänzende Punkte, deren Entfernung die Grenzen der Einbildungskraft überschreitet. Dieses große und schöne Schauspiel wird durch Bewegung belebt, aber nicht durch jene momentanen Bewegungen der animalischen Schöpfung, oder durch die lärmenden, schnellen u. zerstörenden Veränderungen unserer Meere und unsers Luftkreises, sondern durch eine langsame, geräuschlose, nichts als Segen verbreitende und vollkommen regelmäßige Bewegung, die seit Jahrtausenden ununterbrochen fortdauert, und den Keim der Ewigkeit in sich trägt. Zwar hat auch der Himmel seine Jahreszeiten, die aber nur dem Astronomen bemerkbar sind, und deren Dauer sich nur durch Myriaden von Jahren messen läßt.

Was wir hier unter dem Monde von der Natur kennen, ist ein ewiger Wechsel, das Bild der Vergänglichkeit und des Todes. Alle Wesen, die wir auf der Erde sehen, verdünsten, verwittern, welken oder sterben dahin, um andern Platz zu machen; und der Naturkundige gewöhnt sich endlich daran, den Tod als die letzte Bestimmung selbst des Menschen anzusehen zu glauben, daß wir den Zweck unsers Daseyns erfüllt haben, wenn wir den Würmern zur Speise gedient, und den Acker zu der Ernte für künftige Geschlechter gedüngt haben; um den trostlosen Grundsatz anzunehmen, daß die Natur, unbekümmert um einzelne Wesen, blos für die Dauer und Erhaltung der Gattungen oder Geschlechter sorge. Allein dort oben zeigt sich uns die Natur von einer ganz andern Seite. Die ewige Dauer und Unveränderlichkeit, die wir dort bemerken, erweckt zuerst in uns die Hoffnung der Unsterblichkeit; die vollkommene Ordnung, die oft auf die kleinsten Umstände, auf einen Zufall, wie wir es nennen, gegründet ist, und deren scheinbare Störungen selbst zur Erhaltung des Ganzen dienen, zeigt uns die Waltung einer weisen Vorsehung, die für jedes einzelne ihrer Werke sorgt; und wenn wir in dem dunkeln Abgrunde des Himmels mit jedem geschärfteren Blicke neue Welten entdecken, und die Grenzen, die wir erreicht zu haben glaubten, immer weiter hinausgerückt sehen, so entwickelt sich nach und nach der Begriff der Unendlichkeit; jene ungeheure Massen vertilgen die kleinlichen Ansichten des Materialismus, welche die beschränkte Naturkunde der Oberfläche unsers Erdbodens erzeugt hatte, und wir ahnen das unbegreifliche Wesen welches, hinter jenem dunkeln Vorhange verhüllt, das Ganze erhält, belebt und beherrscht.

"Zu den Sternen leitet sie,
"Wo der Unbekannte thronet."

Licht- und Schattenseite der nordamerikanischen Indianer.

Der nordamerikanische Indianer betrachtet sich als ein Wesen, das von einem allmächtigen, weisen und gütigen Mannitto (Geist oder Wesen) erschaffen worden. Alles, was er besitzt und genießt, selbst die kühne That, die er vollbringt, sieht er an, als ihm durch den großen Geist verliehen, der ihm das Leben gab. Ehrfurcht vor diesem gütigen Wesen, und lebhaftes Gefühl des Dankes für die empfangenen Wohlthaten, sind ein hervorstechender Zug in seinem Charakter. Weil Mannitto Allen Alles verlieh, und sie zu Einer Familie schuf; so ist der zweite Zug Gastfreundschaft, die sie nicht als eine Tugend, sondern als eine unerläßliche Pflicht betrachten. Sie sind nicht nur gerecht, sondern auch in mancher Hinsicht großmüthig, höflich, und zeigen viel Gefühl, wenn sie nach langer Trennung sich wieder begegnen. Schlägereien

finden unter ihnen nicht statt; so etwas, sagen sie, schickt sich nur für Hunde und Thiere. Sie sind sinnreich, satyrische Bemerkungen hervorzubringen, welche Lachen erregen, ohne zu beleidigen; ächter Witz ist bey ihnen nicht selten; das Alter genießt einer hohen Achtung. Ihre Schattenseite aber ist: Daß sie mit kaltem Blute morden, rachsüchtig und grausam gegen ihre Feinde sind; jedoch nur in dem Falle, wenn eine Völkerschaft im Kriege viel verloren hat, und man es für nöthig hält, den Tod ihrer in der Schlacht getödteten Krieger zu rächen, oder wenn auch muthwillige und vorsätzliche Mordthaten an Weibern und Kindern verübt worden; sonst werden die Kriegsgefangenen meistens von den Familien ihrer Ueberwinder für verstorbene oder verlorene Freunde und Verwandte an Kindesstatt angenommen, und werden da bald so einheimisch und auch so gut behandelt, daß sie sich gar nicht wegwünschen. Uebrigens wird Kriegslist und Ueberraschung in dem Kampfe eben so angewendet, wie offenbare Gewalt. — Es muß mit Recht Verwunderung erregen, wie ein Völkchen ohne ein geschriebenes Gesetzbuch, oder ohne eine bestimmte Form der Regierung, und selbst ohne eine einzige, durch Wahl oder Erbfolge eingesetzte, Gerichtsperson, in Frieden und Eintracht und Ausübung der sittlichen Tugenden leben; wie ein Volk, ohne irgend eine äußere Autorität, wohl und mit Nachdruck regiert werden kann, blos durch die Gewalt der Ueberlegenheit, welche Männer von höhern Geistesgaben über die von gewöhnlichem Schlage ausüben, und durch eine stillschweigende, aber doch allgemeine, Unterwerfung unter die Herrschaft der Erfahrung, des Talentes und der Rechtschaffenheit. Diese Aufgabe wird unter den Indianern durch die Erziehung gelöst. Sie suchen ihren Kindern frühzeitig würdige und tugendhafte Gesinnungen einzuflößen. Zuerst erwecken sie in ihrem Gemüthe tiefe Verehrung und Dankbarkeit gegen den großen und guten Geist, der sie in ein an Wildpret reiches Land versetzte, und ihnen so viele Wohlthaten erwies. Dann weis't man sie auf die Vorfahren hin, die Alles dieses aus den Händen Manitto's empfangen, und am besten gewußt was ihm wohlgefällig sey. Dieses weckt Achtung für Bejahrte, und ernstliches Verlangen, ihrem Rathe und Beispiele zu folgen. Dabey wird das Ehrgefühl geweckt. Der Vater sucht in einer Reihe von Handlungen dem Kinde den Unterschied zwischen gut und böse zu zeigen. Alles das geschieht auf eine milde, sanfte Art. Keine Peitsche, keine Züchtigungen, noch selbst Drohungen dienen jemals, um Gehorsam zu erzwingen. Der Stolz des Kindes ist das Gefühl, an welches man sich hält. — Die amerikanischen Sprachen sind reich, vielbefassend, ausdrucksvoll, und die größte Methode, Ordnung und Analogie herrscht in denselben. Das ganze alte und neue Testament ist in das Indianische übersetzt, und wenn einmal die Prediger mit der Sprache der Nationen, unter welchen sie sich aufhalten, vertraut geworden sind, so können sie ihnen ohne Schwierigkeit, die tiefsten Lehren des Christenthums predigen.

Häusliches Leben des Kaisers und der Kaiserin von Brasilien.

Aus Dr. v. Schäffer's kürzlich erschienenem Werke "Brasilien."

Dieses Werk hat vor so vielen anderen Reisebeschreibungen der neuesten Zeit in mancher Rücksicht ungemein viel voraus. So sehr man sich auch darüber in den zahlreichen Recensionen erschöpft haben mag, so bleibt es mir dennoch einleuchtend, daß noch keiner der Herren Recensenten seinen Tadel durch triftige Gründe rechtfertigte. Es giebt der gedruckten Ansichten von Brasilien viele, ein großer Theil aber eignete sich nicht zum Druck, denn entweder war auf das Colorit der entworfenen Zeichnungen zu viel Zeit verwendet, und dadurch das Eigentliche der Sache vernachläßigt, oder man verstand die Gegenstände nicht anschaulich genug zu malen, wobey das Interesse gewöhnlicher Leser ungemein viel verlieren muß. Beide Theile können also nicht auf das Allgemeine wirken, was doch Reisebeschreiber stets im Auge haben sollten. — Das obige Werk entspricht seinem Zwecke ganz. Auch ist es ganz eigener Art, und darf daher nicht mit manchen andern Werken, die unterdessen in ihrer Art treffliche Werke seyn mögen, verglichen werden. Daß der Hr. Verfasser bey Bearbeitung seiner Schrift Wahrheitsliebe als erstes Gesetz verehrte, ist ausser aller Frage, und bestätigt sich mit besonders durch den Umstand: daß das Werk in seinen Hauptpunkten mit den verbürgten Nachrichten einiger nordamerikanischen Reisenden ganz übereinstimmt — und diesen darf man als Nachbaren wohl ich denken, um so eher trauen. Ich werde, in der Voraussetzung, daß die in Rede stehende Schrift dem Leser eine nützliche und unterhaltende Lektüre gewährt, in der Mittheilung meiner Auszüge gelegentlich fortfahren. Für diesmal wird hoffentlich das häusliche Leben des brasilianischen Regenten und seiner Familie genügend seyn.

Anmerk. d. Herausg.

Der Kaiser und die Kaiserin residiren gewöhnlich in dem nur eine Legua von der Hauptstadt liegenden Schlosse St. Cristovio auch die Quinta genannt. Nur bey Feyerlichkeiten begeben sie sich in den Pallast am Acclamationsplatze, unweit des Hafens. Der Kaiser steht früh um fünf Uhr auf; die Stunden bis sieben Uhr füllen Privatgeschäfte und das Frühstück aus; die von sieben bis ein Uhr sind ausschließlich Reichsangelegenheiten gewidmet; um ein Uhr wird gespeist; der Kaiser und die Kaiserin speisen allein an einer Tafel; was von derselben abgetragen wird, wird den diensthuenden Hofleuten in einem anstoßenden Saale aufgetragen; der Kaiser trinkt nicht mehr als ein Glas Portwein und einige Gläser Wasser! das Mittagsessen dauert selten länger als 20 Minuten. Ein Kammerherr wartet bey der Tafel auf; die sämtlichen Ausgaben für die Kaiserliche Küche betragen täglich nur 38½ Milreis, (etwa 32 Thlr.) Nach Tische ertheilt der Kaiser Privataudienzen, wohnt an Sessionstagen den Conferenzen der Minister bey, oder besucht die Kanzeleien, die Kasernen, die Arsenale ꝛc. Nach vier Uhr pflegt

das Kaiserliche Ehepaar einen Spazierritt oder eine Spazierfahrt zu machen, oft in Begleitung der beiden jungen Prinzessinnen, und dann, (um sechs Uhr) das Theater zu besuchen; oder es versammeln sich einige ausgewählte Freunde zu einem zwanglosen Privatzirkel, es wird etwas weniges zu Abend gespeiset, auch jeden Abend musizirt, wo der Kaiser seine Gemahlin, die Piano spielt, auf der Flöte begleitet, und um 11 Uhr zur Ruhe gegangen. Die Majestäten schlafen in einem Zimmer. Manchmal drechselt der Kaiser auch wohl eine halbe Stunde, zuweilen belustigt er sich einen halben Tag hindurch mit der Jagd, wo unfern von Rio de Janeiro wilde Schweine, die sich in Rudel von mehreren Hunderten zusammen finden, und sehr gewandte Jäger fordern ꝛc., gejagt werden. Einigemale im Jahre bezieht der Hof den südlich von Rio de Janeiro gelegenen Kaiserlichen Landsitz Sta. Cruz. Zu Zeiten hält der Kaiser Revue, oder erscheint auf der Parade, doch immer ohne vorgängige Anzeige; auf gleiche Weise überraschet er die Büreau's, alle öffentlichen Anstalten, die Kaiserlichen Fabriken ꝛc. Nachts visitirt er nicht selten verschiedene Posten, selbst die von der Stadt entfernten. Oft reitet er — Don Pedro in der schönsten Blüthe jugendlicher Kraft, ist ein sehr gewandter, kühner Reiter — ganz allein, oder in Begleitung eines Kammerherrn, oder mit einer Ordonnanz, selten von sechs bis zehn Mann Ehrengarde begleitet, mit großem Gefolge nur bey feierlichen Gelegenheiten. Ein eigentlicher Generalstab umgiebt ihn nicht. Wenn er reitet, oder mit der im offenen Wagen fährt, zeigt er sich höchst leutselig gegen jeden; sieht er Bekannte, so hält er nicht selten still und ruft sie zu sich. Der Kaiser braucht zu seiner persönlichen Aufwartung nicht mehr als sechs Diener. Alle Freytage früh um 9 Uhr ist öffentliche Audienz in dem Residenzpallast. Die Gehörbegehrenden versammeln sich ohne Unterschied des Ranges und Standes, ohne an eine Hofkleidung gebunden zu seyn, so daß sich selbst Arme die barfuß gehen, zeigen dürfen, im Volksaal, und bleiben in der Ordnung stehn, wie sie eingetreten sind. Der Kaiser steht unter einem Thronhimmel vor einem Tischchen im Audienzsaal, wo die Gehörsuchenden einzeln durch die eine Thür ein — und vor den Kaiser treten, ihre Bittschriften überreichen oder ihr Anliegen mündlich vorbringen, und gewöhnlich sogleich eine vorläufige Antwort erhalten. Sie treten durch die andere gegenüber liegende Thür wieder ab. Sonntags Mittag 12 Uhr ist Cour, wo Fremde ꝛc. vorgestellt werden. An hohen Festen fährt der Kaiser mit der Kaiserin in prächtigen Equipagen nach der Stadt in den Residenzpallast und begiebt sich in die daran stoßende Hofkirche, die den Rang einer Kathedrale hat, wo ein Bischof die Sakra verwaltet und Ihre Majestäten eine eigene Loge haben. Nach dem Gottesdienste ist große Cour, aber nie große Tafel. Der Kaiser erscheint bey solchen Veranlassungen in blauer Marschall-Uniform mit allen seinen Orden, nämlich dem Christusorden, dem Orden von Avis, dem Thurm- und Schwerdtorden, dem ungarischen Orden des heiligen Stephan, dem Leopoldorden, dem Brasilischen Orden der Treue, den er als Hausor-

den fast immer trägt. ꝛc. Gewöhnlich aber trägt der Kaiser einen blauen Oberrock bey kühler Witterung, ohne alle Abzeichen; in heißer Jahreszeit und zu Hause auch wohl nur eine weiße oder Nanking-Jacke, dergleichen Pantalon und einen Strohhut.

Die Kaiserin steht früh um sechs Uhr auf, reitet oder fährt, die Morgenkühle genießend, in den Umgegenden der Quinta spazieren; nicht selten steigt sie ab, schießt einen Vogel oder sonst ein Thier, angelt auch wohl eine halbe Stunde in den nahen Bächen oder am Strande der Hafenbay. Um neun Uhr frühstückt sie im Grünen, oder wann die Hitze zu stark ist, im Zimmer, gewöhnlich Coteletts, gebratenes Geflügel, einige Früchte ꝛc., und genießt etwas Wein. Bis zur Mittagstafel beschäftigt sie sich mit Lesen, Schreiben, Malen ꝛc. Ihre Töchter, die Prinzessinnen Donna Maria da Gloria, geboren den 4. April 1819; Janeira geboren im März 1822, und Pauline Märianne, geboren den 17. Februar 1823, (nach den Hauptstädten der drey Provinzen, Rio de Janeiro, St. Paulo und Minas so genannt) sind immer bey der Mutter und sie haben ihre Pflege unter unmittelbarer Aufsicht. Oft begleiten die Kinder, besonders die ältesten, ihre fürstliche Aeltern auf Spazierfahrten in demselben Wagen. Nachmittags hält die Kaiserin Siesta, und begiebt sich sodann in ihre auserlesene Bibliothek; Göthe ist ihr Lieblingsdichter den sie Schillern vorzieht. Ueberhaupt ist die Deutsche Sprache, die sie sehr korrekt schreibt, ihre Lieblingssprache, und sie liebt die Deutsche Literatur mehr als jede andere, obgleich sie Portugiesisch und Französisch wie ihre Muttersprache, und überdies Latein, Spanisch, Englisch, Italienisch, Böhmisch und Ungarisch schreibt und spricht, und mithin wohl die sprachkundigste Dame in ihrem ganzen Reiche seyn mag. Sie schreibt eine sehr schöne Hand. Etwa um vier Uhr begleitet sie den Kaiser, meistens zu Pferde, und zwar in vollständiger Amazonentracht, die sie vorzüglich liebt. Nur an Gallatagen erscheint sie in der Robe. Der Kaiser und die Kaiserin machen ohne Unterschied des Standes bey allen Bürgern Besuche; beide halten namentlich die wohlthätigen Anstalten fortwährend unter ihrer unmittelbaren Aufsicht. Daß sie zu helfen suchen, so viel sie nur vermögen, braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden. Wenigstens sorgt der Kaiser strenge dafür, daß der Arme, und selbst der Verbrecher nicht um das, was ihm bestimmt ist, betrogen werde. — Freitags pflegt die Kaiserin die nach Römisch-Katholischer Sitte von ihr erwählte Kapuziner Klosterkirche St. Maria da Gloria zu besuchen und daselbst Messe zu hören. — Auch zu der Kaiserin ist der Zutritt leicht. Entweder man läßt sich durch jemand aus ihrer Bedienung anmelden, oder man erwartet sie am Eingang der Quinta, und redet sie an, wenn sie ein- oder ausgeht. O wie gern gewährt die menschenfreundliche Fürstin, der in ihrem ganzen Thun und Wesen ihre große Ahnfrau Maria Theresia vorschwebt, die Bitte jedes Unglücklichen. Auch sie hat nur ein kleines Gefolge von Hofdamen und Hoffräulein, und nicht mehr als drey männliche Diener. Die Herren und Diener, die sie aus Europa begleiteten, sind sämmtlich dahin zurückgekehrt.

G. Metzon's Sclavenleben zu Algier.

Aus dem Holländischen übersetzt nach "Gerrit Metzon Dagverhaal van myne Lotgevallen te Algiers. Vlaardingen."

Dieses Werk, welches, wenn ich nicht irre, im Jahre 1819 zuerst erschien, hat seines fast überall erregten Interesses wegen, mehrere Auflagen erlebt. Zufällig finde ich, daß schon 1815 und 1816 im London Magazine der den Capt. Metzon betroffenen Unglücksfälle erwähnt wurden, indeß ist vor Erscheinung des obigen Werkes meines Wissens nach noch kein ausführlicher Bericht derselben erschienen, der den folgenden hier überflüßig machte. Der hier gelieferte Auszug enthält das Wesentlichste der obigen Schrift, von welcher eine deutsche Uebersetzung vor ungefähr 18 Monaten angekündigt wurde. Ob der Verleger indeß die Herausgabe des Werks zu Stande gebracht oder nicht — darüber thut es mir Leid, keine bestimmte Auskunft geben zu können.

Im Juny 1814 lag ich mit meinem Schiffe, die zwey Brüder, aus Vlaardingen, im Hafen von Cadix. Am 13ten d. M. fing ich an meine Ladung Salz, Stückgüter ꝛc. nach Rotterdam einzunehmen, war am 16ten damit fertig und am 19ten glücklich in See. Den 24sten Nachmittags segelten wir Cap St. Vincent vorbey. Plötzlich bekamen wir einen so starken Nebel, daß man kaum den Mittelmast sah. Bald darauf hörten wir drey Kanonenschüsse aus Süd Süd-West. Den 25st. gegen Morgen verzog sich der Nebel, und das Wetter war äußerst schön. Bald darauf tagten in West-Nord-West, und ohngefähr drittehalb Meilen von uns, drey große Schiffe auf. Wir erkannten sie in Kurzem für zwey Fregatten, von einer Brigg begleitet, doch ohne über Volk und Bauart einig zu seyn. Endlich um zehn Uhr bemerkten wir, daß die eine Fregatte ein stark bemanntes Boot aussetzte, das gerade auf uns zuzukommen schien. Wir hatten vollkommene Stille, so daß an kein Manoeuvre zu denken war. Mit Schaudern sahen wir jetzt die Schiffe die rothe algierische Flagge aufziehen, während die Mannschaft in dem Boote ihre Säbel und Dolche blinken ließ. — "Ergebt euch, ihr Hunde!" — schrien uns die Officiere schon aus der Entfernung zu — "Ergebt euch, ihr Hunde, oder ihr werdet niedergehauen!" — So kamen sie näher, so legten sie an, so sprangen sie an Bord — alles in einem Augenblick.

Ich stand am Steuerruder mit Angst und Schrecken erfüllt. Plötzlich traten zwey Officiere auf mich zu, packten mich bey der Brust, und schrien mit gräßlicher Stimme: Roppi! Roppi! Christiano!" — Die Kleider! — Die Kleider, Christ! — Da ich dies nicht sogleich verstanden, ward ich in die Cajütte geschleppt, und bis aufs Hemde ausgeschält. Jetzt stießen sie mich wieder hinaus, brachen Kisten und Schränke auf, riefen nach Säcken, packten das Beste hinein, und war-

sen das Uebrige frey in das Boot. Mit Schmerz bemerkte ich nun, daß mein armes Schiffsvolk gänzlich ausgeplündert war. So hatten wir nichts, als unsere Hemden an. Bald darauf hieß es nun: — Kapitain und Steuermann mit uns! — Geschwind, ins Boot hinab!" — Wir gehorchten und dem Steuermann ward sein Knabe nachgereicht. Meine Matrosen riefen mir ein trauriges Lebewohl zu. — Ich erwiederte es mit weinenden Augen, und warf den letzten Scheideblick auf mein Schiff. Dann starrte ich vor mich hin — in Schmerz versenkt. So ruderten wir auf die Flotte zu, die uns entgegen kam.

Als wir zusammengetroffen waren, wurde ich eilends an Bord des Admiralschiffes gebracht. Hier saß der Admiral mit untergeschlagenen Beinen auf einem großen Armstuhl, neben der Cajüten-Thür. Das ganze Verdeck, die Wände, die Raen u. s. w., alles war mit Türken und Mohren angefüllt. Sie erhoben bey meinem Anblick ein wildes Freudengeschrey. Der Admiral selbst grinzte mich mit einem wahrhaft teuflischen Lächeln an, und rief einem Officier einige türkische Worte zu. Dieser that nun in gebrochenem Englisch folgende Fragen an mich: „Von welcher Nation seyd ihr?" — „Niederländer." — „Was habt ihr geladen?" — „Salz, Stückgüter ꝛc." — „Nach welchem Hafen seyd ihr bestimmt?" — „Nach Rotterdam." — „Ist dies jenseits, oder diesseits der Straße?" — „Jenseits." — „In welchem Meere?" — In der Nordsee." — So weit ging alles gut; dabey ward jede Frage und Antwort dem Admiral übersetzt. Auf einmal aber hieß es: „Wie viel Schiffe und von welchen Nationen liegen in Cadix?" — Meine Antwort war: „Ich weiß es nicht." — „Wie!" — rief der Offizier — „Du lagst in Cadix, verfluchter Christenhund, und weißt das nicht?" — Ich wiederholte: — „Nein ich weiß es nicht! der Hafen ist gar groß!" — „Geh mir aus den Augen!" — rief er und stieß mich heftig von sich. — So ward ich auf das Vordertheil des Schiffes gebracht. Hier fand ich zu meinem Erstaunen einen alten Bekannten und Landsmann, Capitain Reindert de Jong. Auch er war seit Kurzem in die Sclaverey gerathen, und zwar am Bord der gleichfalls genommenen Vigilantie Capt. And. Ryk. Er versah nämlich den Dienst für diesen, der vom Schlage gerührt worden war. Die Vigilantie hatte Cadix einige Tage vor mir verlassen, und befand sich bereits auf dem Wege nach Algier. Mein eigenes Schiff war mit einem Prisenmeister besetzt worden und segelte den Fregatten nach. Der kranke Capitain Ryk lag in einem scheußlichen Behältniß unter dem Zwischendeck.

Während wir so mit einander sprachen, entstand auf dem Hintertheile des Schiffs ein entsetzlicher Lärm. Der Admiral und die Offiziere waren über der Theilung der Beute in Streit gerathen und schienen vor Wuth ganz außer sich. Plötzlich ergriff der Admiral einen der größten Säcke, schleuderte denselben über Bord und sagte: „Nun, so verschlinge ihn denn das Meer, damit ihn keiner hat!" — So ward die Ruhe in einem Augenblick wieder

hergestellt. Während dieses Lärms hatte sich ein schwedischer Steuermann zu uns gesellt, dessen Schiff den Tag zuvor genommen worden war. Er gab mir ein Paar gute leinene Hosen und ein kleines Stück Brod. Plötzlich erschien der vorige Offizier, der etwas englisch sprach, faßte mich bey der Brust, stieß mich gegen den Bord, und befahl mir, an mein Schiff zurück zu gehen. Wenig fehlte, so wäre ich die Treppe hinabgestürzt; doch kam ich noch glücklich in das Boot. — „Lebt wohl! Capitain!" rief mir mein Steuermann schluchzend nach — „lebt wohl! Wir haben einander zum letzten Male gesehen!" — Ich konnte ihm nur durch Zeichen antworten, denn die Mohren ruderten äußerst schnell. — Das Meer war mit einer Menge Stroh, Spreu ꝛc. aus den aufgeschnittenen Lagersäcken meines Schiffes bedeckt.

Als ich an Bord kam, sah ich meinen Neffen am Steuer, und den Prisenmeister mit gezogenem Säbel neben ihm. Meine armen Matrosen saßen halb nackend auf dem Boden; der italienische Sprachmeister, — der nach Rotterdam wollte, und dem ich freie Ueberfahrt bewilligt hatte — stand am Mittelmast. — „Sagt dem Schiffer, was ich befohlen habe" — rief ihm jetzt der Prisenmeister zu. — Ich sollte während der Wache kein Wort mit meinen Leuten reden, und diese eben so wenig mit mir — dabey sollte ich ohne sein Vorwissen nie des Nachts auf dem Verdeck seyn. Bald darauf bekamen wir von der zweiten Fregatte noch einen Sergeanten mit drey Soldaten an Bord. Dafür aber wurde unser Koch, nebst noch einem Matrosen, weggesandt. So blieben außer mir, meinem Neffen und dem Sprachmeister nur noch drey unserer Leute auf dem Schiff. Dagegen hatten wir, außer dem Prisenmeister und den Soldaten, noch einen algierischen Steuermann mit fünf Matrosen an Bord.

Als endlich alles in Ordnung war, verließ uns die Escadre, um wieder nordwärts zu segeln; wir aber steuerten der Straße von Gibraltar zu. Die Sonne war im Untergehen, wir hatten, etwas Brod ausgenommen, seit dem Frühstück keine Mahlzeit gehalten. Der Prisenmeister erlaubte uns jetzt unser Mittagsessen zu wärmen; er schien überhaupt keiner der bösesten zu seyn. Auch erhielten mein Neffe und die Matrosen, so wie der Sprachmeister, ihre Beinkleider und Jäcken zurück. Am folgenden Morgen ward uns ein für allemal erlaubt, von unsern ältern Vorräthen, besonders von Speck, Pökelfleisch u. s. w. zu nehmen, was nöthig war. Dafür eigneten sich aber die Algierer die frischen Gemüse, den Stockfisch und die Gerstengraupen ausschließend zu. Von den sechs Ankern Xeres-wein, den ich an Bord hatte, erhielten wir einen für uns zusammen, was völlig hinreichend war.

Am 29sten näherten wir uns der andalusischen Küste, wo Alles in Bewegung gerieth. In der darauf folgenden Nacht kamen wir durch Unkunde des Steuermanns so nahe an der Bay von Cadix vorbey, daß wir beym Vollmond die Schiffe sahen. Der starken Stille wegen rück-

ten wir indessen am andern Morgen nur wenig fort. Erst am 30sten Abends waren wir am Ausgang der Straße, und erst mit Sonnenaufgang kamen wir Gibraltar vorbey. Von nun an hielten wir uns unausgesetzt an die afrikanische Küste und wagten uns kein einzigesmal in die offene See. Dies verzögerte natürlich unsere Reise um das Doppelte, indem jene Küste eine Menge Krümmungen, Einschnitte und Buchten hat. Endlich am 19 July, Morgens, näherten wir uns Algier, und gegen Mittag hielten wir auf den Hafen zu. Bald kam uns nun ein großes Ruderboot entgegen, auf dem sich, wie wir hörten, der Hafenmeister befand. Als es bey uns angelangt war, winkte er mit einem Stabe, und fragte: "Christen, wer spricht Italienisch von euch?" — Ich! antwortete der Sprachmeister und trat vor. — "Von welcher Nation seyd ihr?" — "Holländer!" — „Von dieser ist kein Consul in Algier!" was mit einem bedeutenden Achselzucken begleitet war. — Wir wußten es nur zu gut; bis zur Befreiung hatten wir stets französische Pässe gehabt. — Jetzt rief der Hafenmeister dem algierischen Steuermann einige Worte auf türkisch zu und verließ uns. Wir fuhren nun vollends in den Hafen hinein und sahen die Stadt ganz deutlich vor uns. Es ist eine ungeheure glänzende Masse, aus der sich eine Menge Minarets erheben, und die sich, in Form eines Amphitheaters, von der Mitte eines Berges herabzieht. Die ganze Seeseite ist mit Castelen und Batterien bedeckt. Wir bekamen jetzt ein Zeichen, vor Anker zu gehen, und erkannten nicht weit davon die Bigilantie, die völlig abgetakelt war.

Es währte nicht lange, so legten sich zwey große Boote mit Sklaven vor unser Schiff. Diese waren, wie wir hörten, zum Ausladen desselben bestimmt. Bald darauf kam ein drittes Boot und rief den Prisenmeister an. — "Christen!" hieß es nun, "dies ist für euch! — Verlaßt das Schiff! — Ihr werdet ans Land gebracht!" Der Prisenmeister und der Steuermann stellten sich nunmehr an die Schiffstreppe, zählten uns, Mann für Mann, wie wir ins Boot stiegen, und riefen dem Führer desselben einige Worte auf türkisch zu. So kamen wir bey der Marine an. Hier fanden wir einen jungen, auf türkische Art sehr nett gekleideten Sclaven des Dey, der an seinen langen herabhängenden Haaren sogleich als Christ zu erkennen war. Er winkte uns, Hüte und Mützen abzunehmen und je zwey und zwey hinter ihm herzugehen. Wir merkten bald, daß der Dey uns sehen wollte, und daß er sich in der Nähe befand. Indessen waren eine Menge von seinen Leuten herbeigekommen, und beobachteten uns, wie es schien, mit großer Neugierde. Endlich hieß es: "Der Dey!" Wir bogen um die Ecke einer Batterie und standen vor ihm. Er war ein großer, starker, vollblütiger Mann, mit einem glänzend schwarzen Barte, wilden rollenden Augen, und einer wahren Löwenphysiognomie. Er saß mit unterge-

schlagenen Beinen auf einer steinernen, mit einer Matte bedeckten Bank, und rauchte aus einer langen Pfeife, mit einem wahren Riesenkopfe daran. Dabey trug er grüne Pantoffeln, weiße feine leinwandne Beinkleider, und eine eben solche Aermelweste mit großen, durchbrochenen, goldenen Knöpfen besetzt. Der gleichfalls weiße Turban war mit einer breiten, goldenen Tresse eingefaßt.

Nachdem uns der Dey einige Minuten betrachtet hatte, wobey er den Rauch sehr heftig von sich blies, fragte er mit rauher, wilder Stimme: "Also Holländer seyd ihr?" — "Ja Herr!" gab der Sprachmeister zur Antwort, "Holländer wie in früherer Zeit." Hierauf wendete sich der Dey etwas zur Seite, winkte zwey gutgekleidete Hausscklaven herbey, ertheilte ihnen einen kurzen Befehl, und gab uns mit der Hand das Zeichen zum Fortgehen. Wir mußten nun den Sclaven folgen, und wurden durch einen bedeutenden Theil der Stadt, unter einem großen Zusammenlaufe von Menschen, nach dem Sklavengefängnisse geführt.

Als wir im Bagno ankamen, mochte es ungefähr zwey Uhr Nachmittags seyn. Unsere Begleiter schrieben unsere Namen auf, befahlen, uns Ringe anzulegen und verließen uns. Augenblicklich erschien eine Art Aufseher und verrichtete dies. Die Ringe wurden mit einer Zange zusammengedreht, waren äußerst leicht, und beschwerten so gut als gar nicht. Zu gleicher Zeit wurden jedem von uns zwey einpfündige Roggenbrodte gebracht. "Das ist für den Mittag!" hieß es. "Auf den Abend wird dann noch eins gereicht!" Da standen wir nun, und starrten die Wände unsers künftigen Gefängnisses an. Es war ein großes hohes viereckiges Gebäude, von oben erleuchtet, und zur halben Höhe mit einer auf Säulen ruhenden Gallerie versehn. In sämmtlichen Wänden waren, nach Alcovenart, dunkle Schlafbehälter angebracht. Jedes derselben faßte, in fünf Reihen Hangmatten übereinander, sechs und dreißig bis vierzig Mann. Dieselbe Einrichtung fand in der obern Abtheilung statt. Es führten daher mehrere Treppen auf die Gallerie. Vorn am Eingange, auch im Innern, befanden sich zwey Garküchen, wo zugleich Wein und Branntewein geschenkt ward. Sie wurden von Sclaven gehalten, über die ein eigener Aufseher gesetzt war. In den Ecken der Hinterwand waren die Abtritte, so wie drey große Wasserbekken mit Hähnen angebracht. Der ganze innere Raum des Gebäudes diente den Sclaven zum Tagesaufenthalt.

So war es vier Uhr geworden, wo in der Regel Feierabend gemacht wird. Es dauerte auch nicht lange, so gingen die Thüren auf und unsere Unglücksgefährten traten zu vielen Hunderten herein. Gleich unter den ersten befanden sich der Steuermann und vier Matrosen von der genommenen Vigilantie, und kamen mit thränenden Augen auf uns zu. Wir setzten uns jetzt auf eine Matte nieder und sprachen von unserer künftigen Einrichtung. Man kann übrigens leicht denken, daß

das Getümmel in dem Bagno entsetzlich war. Gegen Abend fand sich auch ein amerikanischer Untersteuermann mit seinen vier Matrosen bey uns ein. Diese braven Leute befanden sich schon zwey Jahre in der Sclaverey, hatten sich aber von dem schwedischen Konsul und einigen anderen Häusern, hinlänglicher Unterstützung zu erfreuen. Sie liehen uns daher Hemden und Hosen, um die unsrigen waschen zu können, wozu auch sogleich Anstalt gemacht ward. Bald darauf erschien der Kapitain und erste Steuermann desselben Schiffes und boten mir ihre Dienste an. Sie durften, unter Bürgschaft des schwedischen Konsuls, in der Stadt wohnen, und waren von aller Arbeit befreit. Der Kapitain versprach mir, auch für uns auszuwirken, was bereits dem Steuermann und den Matrosen von der Vigilantie bewilligt worden sey. Dieses war eine tägliche Abendmahlzeit und eine halbe Flasche Wein für den Mann. Die Kosten davon trug ein unbekannter, wohlthätiger, christlicher Menschenfreund. Für diesen Abend hatte der Kapitain einstweilig selbst gesorgt. Auch versprach er hinsichtlich unserer Kleidung Rath zu schaffen. So schwatzten wir lange mit einander, bis endlich das Zeichen zum Appel gegeben ward. Jetzt mußten sich die freyen Amerikaner entfernen, und wir stellten uns mit den übrigen und unsern Landsleuten in einer Reihe auf. Die Gefängnißthüren wurden nun verschlossen und der Appel nahm seinen Anfang. Zu diesem Ende rief der Schreiber, von der Gallerie aus, jeden Sclaven namentlich auf. Er folgte dabey der Ordnung der Schlafbehälter, so daß er von Nummer zu Nummer ging. Jeder mußte mit einem „Si!“ d. h. Ja antworten, und dann hinter die Reihen gehen. Dabey nahm jeder aus einem Sacke ein einpfündiges Brod. Endlich als alle aufgerufen waren, hieß es: “Zu Bett!“ was aber nicht buchstäblich genommen ward. Alle Sclaven nämlich, die etwas Geld hatten, hielten nun eine ordentliche Abendmahlzeit. Diese bestand aus Kartoffeln und Hammelfleisch ꝛc. und war ziemlich reinlich und schmackhaft. Andere ließen sich Wein oder Branntewein geben und aßen ihr Brod dazu. Wir selbst wurden, auf Veranlassung des amerikanischen Kapitains, außer jenen Gerichten, noch mit Rindsbraten traktirt, und erhielten eine Flasche Wein auf den Mann. Dieser war zwar ein wenig getauft, aber doch ziemlich gut. Unsere Schlafstelle ward uns bey unsern Landsleuten angewiesen; zum Glück waren wir in dem Behältnisse allein.

Mit Tagesanbruch wurden wir den 20sten July von dem Wächter geweckt, und hatten dann eine Viertelstunde zu unserm Morgengebet. Die katholischen Sclaven konnten eine Meße hören, weshalb auf der Gallerie eine kleine Kapelle erbauet ist. Den Dienst versah ein Franciscanermönch; seine Ankunft ward mit einer Schnarre angezeigt. Bald darauf hieß es: “Marsch! zwey Mann hoch!“ und so gingen wir, wohl neunhundert Schritt von dem Bagno, bis an das Seeufer. Hier

mußten wir uns aufstellen und etwa zehn Minuten wa ten, bis es aufging, und der Hafenmeister, der immer außerhalb schläft, hineinkam. Jetzt hieß es: "Der Dey! Hut und Mützen ab!" Er war dießmal nur von Einem Diener begleitet, aber vor ihm schritten drey Sclaven mit Trompeten her und bliesen eine Art Morgenlied. Nachdem der Dey vorbey war, folgten wir in der vorigen Ordnung nach. Als wir auf der Marine ankamen, fand der Appel in seinem Beiseyn Statt, wobey jeder zwey einpfündige Brodte erhielt. "An die Arbeit! An die Arbeit!" riefen nun die Aufseher — "An die Arbeit wer angewiesen ist — Ihr übrigen tretet aus, und erwartet Befehl! — Fast alle Sclaven begaben sich nun in die Werkstätten oder in die Batterien, oder an den Strand ꝛc. wohin der Trupp früher angewiesen war. Ich selbst mit meinen Matrosen blieb allein zurück. "Der Kapitain auf die Segelmacherey!" rief jetzt der Dey, "die Matrosen mit ihren Landsleuten zur Schiffarbeit! — Vor allem die Ladung gelöscht!" So trennten wir uns für diesen Tag. Meine Leute wurden an Bord unseres Schiffes gebracht, während mich ein Schreiber auf die Segelmacherey führte und daselbst anwies. Hier fand ich wohl an dreißig andere Kapitains und Steuerleute beschäftigt, blieb aber selbst, für diesen ersten Tag, mit aller Arbeit verschont.

(Beschluß folgt.)

Das Mährchen vom "dummen Teufel."

"Es ist eine bekannte Sache" sagt ein beliebter Schriftsteller "daß, wenn das Alte der Menge zum Ueberdruß geworden, etwas Neues auf die Bahn gebracht wird, gleichviel ob es besser oder schlechter ist, als das Alte." Diese Bemerkung hat sich bey einem großen Theil unserer heutigen Novellisten deutlich genug bestätigt. Mährchen sind an die Tagesordnung gekommen—und machen Epoche! nicht als ob die Wahrheit nicht gern mehr gehört werde, sondern weil die veraltete Methode zu moralisiren den guten Leuten nicht länger ansteht. Die meisten Zeitschriften u. Taschenbücher sind voll von Volksmährchen und Legenden und es wäre unrecht, wenn auch in diesem Blatte nicht einmal etwas Aehnliches erschiene. Ein dummer Teufel mag also den Leser heute belustigen; doch berücksichtige man, wenn ich bitten darf: daß auch selbst der Sittenprediger gar gerne in vielerley Gestalten einher geht.

Anmerk. d. Herausg.

In einem Walde, dessen Gränzbäume so nahe vor dem Thore eines Städtchens standen, als ob sie hinein schreiten wollten, hörte man vor alten Zeiten einmal drey Nächte hintereinander ein furchtbares Geheul. Martha, die betagte Haushälterin des Försters Rudolph, der im Walde wohnte, trat ihrem Herrn, der während der Zeit auf einer fernen Jagd gewesen war, mit Wehklagen über die ausgestandene Angst entgegen, als er in der

Dämmerung des vierten Tages zurück kam. "Was wird's seyn!" sagte der beherzte Jüngling: „Höchstens ein Wolf oder ein anderes Raubthier das sich in unsern Wald verirrt hat. Ich werd's morgen aufsuchen und, so Gott will, erlegen.

Als er sein Gewehr aufgehangen und Martha's umständlicher Bericht über einige Vorfälle in seiner kleinen Wirthschaft angehört hatte, griff er wieder nach dem Hute, um einen Gang in die Stadt zu thun. Die Alte, die nicht gern allein bleiben wollte, murrte darüber. „Sey ruhig, Mütterlein!" sagte Rudolph. „Ich sah Lenoren vier Tage nicht, und sie erwartet mich heute; aber ich komme bald wieder. Laß indessen heulen, was heulen will. Das Haus ist wohl verwahrt, und du bist von treuen Hunden beschützt."

Lenore, die Tochter des Gewürzkrämers Peter Griffling, der nahe bey dem Thore sein Lädchen hatte, flog freudig dem Geliebten entgegen. Indem sie sich herzlich begrüßten, und in diesem Augenblicke für nichts Anderes Augen und Ohren hatten, trat die kleine runde Gestalt des Vaters unbemerkt in die Stube, schlich leise heran, und betastete Rudolphs Jagdtasche, um ihren Inhalt zu erforschen. Da sie reichlich gefüllt war, bekam er Lust zum Scherzen, winkte der Tochter, die seiner jetzt ansichtig ward, ihn nicht zu verrathen, streckte seine kurzen Arme so hoch als möglich, und bedeckte Rudolphs Augen mit beiden Händen. Der Gefangene rang sich behende los, und that dem alten Männlein den Gefallen, über das Späßchen weidlich zu lachen.

„Nun, legt Eure Tasche ab, und nehmt Platz!" sagte Herr Peter, um die Auslieferung der Küchengeschenke zu beschleunigen. Rudolph, den Wink verstehend, langte einen Hasen, nebst einigen Rebhühnern u. Schnepfen hervor. „Ach! so seh' ich doch, daß Ihr an mich gedacht habt!" jubelte der Krämer. „Gott vergelt's Euch!" Dabey wog er immer die Gaben nach einander in der Hand. Lenore wollte sie in die Speisekammer tragen. Aber freundlich, wie er immer war, wenn er ein Geschenk erhalten hatte, sprach er: „Laß nur, laß! ich will's selbst thun. Ihr junges Volk trennt Euch doch nicht gern von einander."

Als er zurück kam, begann er von dem Geheul im Walde zu sprechen, und führte weitläuftig alle Weiber und Kinder, die ihm, bey Gelegenheit eines Einkaufs in seinem Laden, davon erzählt hatten, als Zeugen an. Rudolph antwortete ihm, wie seiner Haushälterin: der Ruhestörer sey vermuthlich ein Wolf, den er morgen aufsuchen und schießen werde. „Hört," sagte Petermännchen, „wenn Isegrimm einen schönen Pelz hat, so bitt' ich mir ihn aus; ich kann ihn zum Winter brauchen." Lenore war im Stillen unzufrieden mit ihrem Vater, daß er nur seinen Vortheil im Auge hatte, und nicht die Gefahr einer Wolfsjagd bedachte. Sie äußerte ihre Besorgniß laut, und bat den jungen Mann, sein Vorhaben aufzugeben. Der Wolf, meinte sie, werde den Forst von selbst wieder verlassen. „Potz Wischwasch!"

fiel der Vater heftig ein. „Rudolph muß ihn schießen; das ist seine Dienstpflicht! Und soll ich mich denn vergebens auf den Balg gefreut haben?"

Auf dem Heimwege hörte Rudolph mit eigenen Ohren das Geheul im Walde; es däuchte ihm aber weder die Stimme eines Wolfes noch andern Raubthiers. Er wußte sich die gräßlichen Töne, die sich nur tausend Schritte hinter seinem Wohnhause vernehmen ließen, nicht zu erklären. Verwegen, weil er waffenlos war, ging er ihnen in der nächtlichen Finsterniß nach. Sie führten ihn zur höchsten Tanne des Waldes, die Königstanne genannt, und sie selbst schien der Aufenthalt des heulenden Ungethüms zu seyn. Da sich in der stockdunkeln Nacht keine nähere Untersuchung anstellen ließ, begab er sich nach Hause, und lud für den folgenden Tag sein bestes Gewehr, ob ihm gleich ahnen wollte, daß ein schußfestes Wesen im Walde tobe, und daher für den künftigen Herrn Schwiegervater kein Winterpelz zu erbeuten seyn werde.

Mit Anbruch des Tages war er wieder bey der Königstanne, besah sie von unten bis oben, umging sie mehrmals, und entdeckte nichts. Indem er aber seinen Weg nach einer andern Waldgegend nehmen wollte, seufzt' es hinter ihm, und stöhnte seinen Namen. Rasch sich umsehend, fragt' er, wer ihn rufe. „Ein unglücklicher, in den Stamm dieses Baumes eingebannter Geist," antwortete die Stimme, und bat kläglich um Erlösung. „Dazu weiß ich keinen Rath," sagte Rudolph. „O, du kannst mir sehr leicht helfen!" sprach der Geist. „Siehst du nicht an der Nordseite des Stammes ein kleines, mit drey Kreuzen bezeichnetes Zäpflein? — Das zieh heraus, dann ist die Pforte meines Kerkers geöffnet, und ich bin dafür ewig dein Schuldner."

Rudolph fand das Zäpflein; aber die Sache war ihm bedenklich, und er nahm kein Blatt vor den Mund. „Ich hab' immer gehört," sprach er, „daß man nur böse Geister bannt; also wirst du wohl kein Engel seyn, und so ist es denn recht gut, daß du dich in enger Gewahrsam befindest."

„O, wie hart beurtheilst du mich!" ächzte der Geist. „Wird nicht die Unschuld auch unter euch Menschen oft grausam verfolgt? Und wär' es nicht ein falscher Schluß, wen man Jeden, den ein mächtiger Zwingherr in den Staub tritt, deshalb für einen Taugenichts halten wollte? — Ich, der kein Wasser trübt, fiel jüngst — ich weiß nicht warum — bey einem feindseligen Zauberer in Ungnade, und wie Arglist immer über Arglosigkeit siegt, so gelang es auch dem Bösewicht, mich in die Falle zu locken. — Darum säume nicht, edler Waidmann, einen Unterdrückten zu retten."

Rudolph ließ sich bewegen, zog das Zäpflein heraus, und trat einige Schritte zurück, um zu sehen, was für ein Wesen erscheinen werde. Da haspelte sich eine ungewöhnlich große pechschwarze Spinne, mit acht blitzenden Augen, aus der Höhle hervor, kroch am Stamme des Baumes herab, wandelte ein paar Spannen weit unten im Moose fort, und plötzlich ver-

schwand sie. Aber, wie man eine Hand umkehrt, that sich an deren Stelle die Erde auf, ein langer dürrer Mann, mit spitzem Kinn, krummer Nase und kleinen, schielenden Augen, stieg hervor, grinst'te den Jäger freundlich an, küßete seinen mit Gold verbrämten Federhut ein wenig, und sagte vernehmt: „Ich danke.“ — Er trug einen feuerrothen Mantel, mit dem er sich gleich bey seiner Ankunft viel zu schaffen machte, um ihn in Ordnung zu bringen, und einen gewissen Uebelstand damit zu verbergen; doch die Hülle war ein wenig zu kurz, und je mehr er sie über einander schlug, desto sichtlicher ward es, daß er Bockfüße hatte.

Rudolph entsetzte sich nicht; er hatte Muth, es mit dem argen Wichte aufzunehmen; aber es verdroß ihn, daß sich der Lügner so weiß gebrannt hatte. Darum sprach er mürrisch: „Seyd Ihr die schwarze Spinne, die dort im Baume steckte?“

„Ja!“ sagte der Bockfüßler mit frechem Lachen. „Es war eine spaßhafte Verwandlung!“

„Hätt' ich das gewußt,“ versetzte Rudolph, „so wär' ich kein Thor gewesen, Euch heraus zu lassen.“

„Daß doch in Eurer elenden Welt immer das Kleid den Mann macht!“ rief Jener. „Du würdest mir höflicher begegnen, hätt' mir nicht mein v — ter Schneider den Mantel so kurz geschnitten, und ein Paar Ellen Tuch in seine Hölle geworfen. Aber ich werd' ihn dafür in die meinige holen. — Uebrigens war die Mühe, die du meinetwegen hattest, sehr unbedeutend, und ich verlange sie nicht umsonst. Womit kann ich dienen? — Beliebt dir ein Scheffelsack voll Dukaten? — Soll ich dein Gewehr zurüsten, daß es nie einen Fehlschuß thut? — Oder willst du wissen, wie man Holzdiebe fest macht, daß sie, indem sie einen Baum umhauen wollen, mit der Axt in der Luft, erstarren und versteinern, bis du kommst, und sie wieder lebendig prügelst? — Das Alles sind brauchbare Dinge für dich. Sprich nur, was begehrst du?“

„Nichts, gar nichts! Ich bin mit dem, was ich habe, zufrieden.“

„Du bist der erste Mensch, den ich so sprechen höre. Der Glücklichste will immer noch glücklicher werden. Könige beginnen Krieg, um mehr Land zu erobern; der Reiche wuchert, damit sein Goldberg täglich wachse; und wer zehn Oxhoft hat, möchte gern den gestirnten Himmel seines Kleides mit zwanzig Sternen erleuchtet sehn. — Nur du, der doch gar nicht im Schooße des Glücks zu sitzen scheint, nur du bist zufrieden! — Hast du vielleicht heimliche Schätze? Oder macht dich die Liebe so genügsam? — Ha! du wirst roth; ich hab's getroffen!“ —

Indem Meister Valant so sprach, schimmerte von fern eine weiße Gestalt durch die Bäume. Es war Lenore, die sich, von Angst gedrängt, aus dem Hause geschlichen hatte, um zu sehen, ob dem geliebten Wolfsjäger ein Unglück begegnet sey. Er ging ihr rasch entgegen, damit sie nicht, näher kommend, den Rothmantel und sein garstiges Fußwerk erblicken

sollte. Dies entging zwar glücklich ihren Augen; doch ihn selbst hatte sie bemerkt, und fragte wer er sey. Rudolph gab ihn für einen reichen Holzhändler aus, der mit ihm habe Geschäfte machen wollen. „Und wie lief die Wolfsjagd ab?“ fragte sie weiter. „Sehr schlecht!“ antwortete Rudolph. „Isegrimm mag erfahren haben, daß sein Pelz deinem Vater ins Auge sticht; darum hat er sich aus dem Staube gemacht.“

Mit diesen Rathschlägen gab er dem Mädchen das Geleit nach der Stadt. Der Rothmantel schlich ihnen von weitem nach, und zog sich erst am Thore wieder zurück, als er ihren Eingang in's väterliche Haus beobachtet hatte.

Acht Tage darauf kam ein fremder, junger Herr, der, schlank eingeknöpft in einen Reitrock von grünem Sammt, auf einem prächtigen Pferde saß, sich aber ängstlich an den Sattelknopf hielt, zum Thore herein, stieg vor Herrn Peters Hause ab, übergab seinen Schimmel einem stark vergoldeten Reitknechte, und sprang mit gleichen Füßen in den Würzladen. Hr. Peter, der eben eine hoch gestellte Schachtel herab holte, erschrak über den Glanz der blitzschnellen Erscheinung, glitt auf der Leiter aus, verschüttete das Gewürz, zerriß sich den Schlafrock, und kam noch zum Glück auf den Ladentisch zu sitzen, wo er freilich ein da liegendes Hundert thönerne Tabackspfeifen zermalmte. Er machte sich aber schnell wieder auf die Füße, warf die Nachtmütze vom Kopfe, und sagte mit Ehrfurcht, was zu Befehl stehe. Der sammtene Herr, dessen lange, knöcherne Finger mit Ringen von allen Farben bedeckt waren, setzte eine ungeheuer große goldene Schnupfdose auf den Tisch, und bat in einem etwas gemeinen Sprachtone, sie mit dem besten vorhandenen Taback zu füllen. „Ehe wir aber Eins in's Andere reden,“ fuhr er fort, „berechnet mir, guter Freund, den Schaden, den ich vorhin anrichtete, da ich, nach meiner lebhaften Art, holter polter in den Laden hereinsprang.“

„O, wie billig denkend und gnädig!“ rief der vergnügte Krämer. „Doch, wenn ich unterthänig bitten darf, keine Rechnung! Herrschaften zahlen nach Belieben.“

„Alter Fuchs!“ sagte der Grüne. „Ihr wißt schon, daß Ihr dabey nicht zu kurz kommt!“ Mit diesem feinen Scherze zog er einen schweren Beutel hervor, und warf ein Dutzend Ducaten auf den Tisch, als ob es Rechenpfennige wären. Herr Peter, bis zu Thränen gerührt, ergriff die wohlthätige Hand, und küßte sie mit Inbrunst.

Indessen kam Lenore, erschrak über die Pfeifentrümmer, und übersah darüber ganz den vornehmen Kundmann. „Ah! welche Sonne geht auf!“ rief dieser. „Ist das Euer Töchterlein, alter Herr?“

„Zu hohem Befehl, Ew. Durchlaucht!“

„Das schöne Kind steht mir also zu Befehl?“ versetzte lachend der Prinz. „Guten Morgen, mein Liebchen!“

Er fuhr ihr mit der Hand nach dem Gesichte, um sie in die Backen zu kneipen. Aber sie entzog sich der plumpen Liebkosung; und schamroth über

des Vaters zweideutige Höflichkeit, die dazu Veranlassung gab, floh sie aus dem Laden. Grimmig sah ihr der Alte nach, und hat den verschmähten Buhler de- und wehmüthig, ihre kleinstädtische Blödigkeit nicht in Ungnaden aufzunehmen. Der großmüthige Herr lächelte verzeihend, bezahlte die Füllung seiner Dose mit drey Dukaten, und nahm Abschied. Petermännchen sprang mit Lebensgefahr über den Tisch, um ihn zu begleiten, hielt ihm den Steigbügel und erwartete nur einen Wink, ihm beim Aufsitzen den Bock zu stehen. Doch, ohne Begehren des lebendigen Fußschämels, half sich der Prinz, wiewohl sehr ungelenk, auf sein hohes Roß, und ritt nach dem Gasthofe. Der Krämer sah an den Thüren und Fenstern seiner Nachbaren forschend umher, ob man den stattlichen Kunden bemerkt habe; und da er überall große Augen wahrnahm, ging er mit stolzen Schritten in sein Gewölbe zurück.

Hier fand er Lenoren, mit Wegräumung des Pfefferschuttes beschäftigt. „O du Gans!“ fuhr er sie an: „wie dumm führtest du dich vorhin auf! Hätt'st dir's für eine Ehre schätzen sollen, daß ein großer Herr, der mir umsonst und um nichts eine Mandel Dukaten schenkte, mit dir tändeln und liebäugeln wollte. Ja, wär's nur ein anderer Grünrock gewesen! Dem groben Tuche läufst du nach, und vor dem Sammt, dem feinsten Sammt nimmst du Reißaus. O du Gans, du Hauptgans! Wer weiß denn, was sich angesponnen hätte? Giebt's nicht Beispiele, daß sich Fürsten mit Bürgerstöchtern vermählten? — Gott! zu was für einem Manne könnt' ich noch in meinen alten Tagen aufwachsen! Und was werd' ich nun? — Von Gottes Gnaden Schwiegervater eines armen Schluckers!“ —

Indem er so schalt, sammelte das gute Mädchen, still duldend, die zerbrochenen Pfeifen, und entfernte sich mit nassen Augen.

Um sich von seiner Aergerniß auf eine angenehme Weise zu erholen, besah der Harpax die schönen Dukaten, legte sie auf die Goldwage, fand sie alle mehr als vollwichtig, und küßte dafür einen nach dem andern. Er prüfte eben den letzten, als sein hoher Wohlthäter plötzlich wieder in den Laden herein schoß, und ihm, da die Dukaten und die Wage nicht schnell genug versteckt werden konnten, scheltend zurief: „Was macht Ihr da? Einem geschenkten Gaul muß man nicht in's Maul sehen.“ — Aber sogleich wieder gut gelaunt, beklagte er sich in einem vertraulichen Tone, daß im Gasthofe kein anständiger Bissen für einen Mann seines Standes zu haben sey. „Bedenkt,“ sprach er, „man wollte mich, den kaum der beste französische Koch befriedigen kann, mit einem Häring abspeisen.“ —

„Ha, ha, ha! mit einem Schneiderkarpfen!“ — rief Herr Peter.

Der Grüne ward roth, und mitten im Laden, wo die beiden Sprechenden allein waren, erscholl ein wildes Gelächter. „Wer lachte da?“ sagte der Krämer bestürzt. „Gelacht hätte jemand?“ versetzte der Sammtrock. „Es muß wohl auf der Gasse gewesen seyn.“

Herr Peter schüttelte bedenklich den Kopf, schlug sich aber die Sache schnell aus dem Sinne, weil sein Dichten und Trachten jetzt darauf gerichtet war, dem Fremden noch mehr Dukaten abzulecken. In dieser Absicht eilte er sich, ihm binnen zwey Stunden mit einer leidlichen Mahlzeit aufzuwarten. Der Sammtrock, der die Armseligkeit des Gasthofes vorsätzlich übertrieben hatte, um mit Lenoren zu speisen, nahm die erwünschte Einladung huldvoll an.

Als er mit dem Versprechen, zu rechter Zeit wieder zu kommen, in den Gasthof zurückgegangen war, lief Petermännchen zu seiner Hausehre, verkündigte ihr den hohen Gast, und bat sie um Gottes Willen, sich zu tummeln. Sie erschrak über die Anmeldung, weil sie dem Förster gewogen war, und schon die Schwindelgedanken ihres Eheherrn, der Schwiegervater eines Fürsten zu werden, von Lenoren erfahren hatte. Doch, den Hausfrieden liebend, setzte sie sich ohne Widerspruch in Bewegung, das Beste aufzutischen, was Küche und Keller vermochte. Indessen fegte Herr Peter eigenhändig mit Besemen das Haus, wusch das Silberwerk, putzte die Messer, deckte den Tisch, und zündete Räucherkerzchen an. Lenore wollte ihn dieser unmännlichen Geschäfte überheben; er jagte sie aber in ihr Kämmerlein, mit dem Befehl, ihre besten Kleider anzulegen.

Zur Tischnachbarschaft des Sammtrocks gezwungen, mußte sie, von des Vaters drohenden Blicken bewacht, die widerlichen Schmeicheleien und Liebeleien des albernen Menschen geduldig ertragen. Er beteuerte: er habe alle Höfe von Europa besucht, aber nirgends eine Prinzessin gefunden, die mit ihr an Schönheit zu vergleichen sey. "Horch, horch" rief der Vater schmunzelnd: "Aber Ew. Königliche Hoheit sagen damit wohl zu viel!" — "Nein, nein!" entgegnete der Gast: "Doch Ihn, mein Freund, betitelt mich zu hoch. Ich bin nicht Fürst, bin nur Graf — der Erbgraf von Hahnenfeld — und ich preise mich glücklich, daß ich kein Kronprinz bin: denn als solcher könnt' ich mich nicht nach meiner Neigung vermählen. Aber mein gnädiger Vater, der regierende Graf, läßt mir darin freie Hand. Er ist überhaupt ein lieber, herrlicher Mann. Ihr sollt ihn kennen lernen. Seine Grafschaft liegt zwar über hundert Meilen von hier; er befindet sich aber jetzt auf einer Reise, die ihn durch dieses Städtchen führt, und ich bin eben im Begriff, ihm entgegen zu reiten. Heute über acht Tage treffen wir mit einander hier ein, und speisen Mittags bey Euch, wenn sich Mütterchen der Mühe unterziehen will, die Küche für uns zu bestellen.'

"Mit tausend Freuden!" rief Petermännchen hastig, in ihrem Namen. Sie mußte sich denn auch beteuerlich stellen; doch äußerte sie Besorgniß, daß der regierende Herr Graf mit ihrer geringen Bewirthung nicht zufrieden seyn würde. "Macht Euch kein Bedenken, liebes Frauchen!" versetzte der Erbgraf. "Ihr beliebtet mir schon heute, wie meisterlich Ihr die Kochkunst versteht. Es schmeckte mir in meinem Leben nicht so gut, als an Eurem Tische, ungeachtet mein Vater dem

Könige von Frankreich zwey seiner trefflichsten Köche abspänstig gemacht hat, und eine Tafel führt, wie kein Fürst in der Welt. Dennoch wird er sich gewiß auch recht dick hier essen, der alte Herr. Er liebt zur Abwechselung tüchtige Hausmannskost, und sie wird ihm doppelt behagen, wenn Ihr ihm Gesellschaft dazu bittet. Ladet auf seine Kosten die Vornehmsten der Stadt zum Mittagsmahl ein, damit sie mit eigenen Augen sehen, wie Grafen Euch schätzen. Auch kann's wohl geschehen, daß Euch mein Vater etwa nach der Tafel einen gewissen ehrenvollen Antrag thut, dem die mundaufsperrenden Zeugen, wie ein Laufeuer, durch die Stadt verbreiten werden, wodurch Euch denn die Mühe der öffentlichen Bekanntmachung erspart wird." —

Er schielte Lenoren zärtlich an; sie schlug, betrübt über den ihr bevorstehenden Kampf, die Augen nieder; der Vater aber wußte sich vor Freude und Stolz nicht zu lassen. Als ihm vollends der Erbgraf beim Abschiede die genossene Mahlzeit mit funfzig Dukaten bezahlte, fuhr ihm ein solcher Nagel in den Kopf, daß kein Auskommen mehr mit ihm war. Er hatte noch Tages zuvor, bey der damaligen wohlfeilen Zeit, sehr gern für einen Pfennig Gewürz verkauft, und dabey mit einem Griff an die Mütze, um fernern Zuspruch gebeten: nun aber trieb er alle Pfennigkunden mit Spott aus dem Laden, und gab auf der Stelle ein Gesetz, daß sich künftig niemand mehr unterfangen solle, ihn wegen solcher Kleinigkeiten in seiner Ruhe zu stören.

Noch patziger war er gegen den Förster, der Abends zum Besuch kam. „Hört," sprach er, „Ihr habt ein Auge auf meine Tochter; aber höhere Blicke wenden sich nach ihr, und sie ist nicht geboren, in Eurer Waldhütte zu versauern. Betretet daher, als Liebhaber und Freyer meine Schwelle nicht mehr! Uebrigens bin ich Euer Freund und bleib' Euch gewogen." Rudolph erstarrte; doch aber der alte Uebermüthler den Rücken wandte, drückte Lenore dem bestürzten Jüngling die Hand, und sagte ihm in's Ohr: „Dein bis in den Tod!" — Da ging er getröstet von dannen.

Die eingeladenen Großen der Stadt waren bereits in ihren Feierkleidern zum Schmause versammelt, als ein sechsspänniger Wagen vorfuhr. — Die Grafen von Hahnenfeld saßen darin. Herr Peter, der schon lange auf der Lauer gestanden hatte, riß den Wagenschlag auf, und wollte den regierenden Herrn herauslangen. „Das geht mit Seiner Hochgräflichen Gnaden nicht so schnell!" sagte ein Bedienter, indem er ein zierliches Fußbänkchen unter den Tritt setzte. Jetzt bewegte der Graf seine wunderlich bekleideten Füße heraus. Er trug rothe Halbstiefeln, vorn mit einer ellenlangen silbernen aufwärts gekrümmten Spitze, auf welcher ein goldener Hahn, in der Stellung eines krähenden, mit ausgebreiteten Flügeln und offenem Schnabel, stand. Diese Fußrüstung, die allenfalls bey einem Faustkampfe, wie ein Kosakenspieß, brauchbar gewesen wäre, schien zum Gehen nicht bequem. Der Graf humpelte, von zwey Bedienten unterstützt, gar mühsam aus dem Wagen in's Haus.

Die demüthigen Kleinstädter bückten sich unmäßig tief und lange vor dem anwackelnden regierenden Herrn, den jetzt, wie manchen andern Regenten, seine Diener regierten. Als sich die gebeugten Kriechlinge nach u. nach, wie vernünftige Menschen, wieder aufgerichtet hatten, sahen sie starr auf die gewappneten Füße. Der Graf, das bemerkend, sagte lächelnd: „Wundern sich die Herren, daß ich auf einem so großen Fuß lebe? — Es ist die neueste französische Mode, oder vielmehr die Auferstehung einer alten, die schon seit Jahrhunderten begraben und vergessen war. Als ich mich vor zwey Monaten am französischen Hofe befand, hatte sie der König eben wieder vom Tod' erweckt: er erschien mit Schnabelschuhen,, die volle zwey Ellen lang waren. Ich scherzte mit Seiner Majestät darüber. Ist es nicht genug, sagt' ich, daß Könige lange Hände haben? Wollen sie auch mit den Füßen herrschen und erobern? — Nein, liebe Graf! antworeete Seine Majestät, und klopfte mich auf die Achsel: Wir brauchen nur dazu einen großen Fuß, damit die Länder die wir darunter bringen, fein Platz haben. — Aber wie man den Königen immer nachäfft, so thaten's auch die Pariser Hofschranzen, obwohl dergleichen Männlein keine Länder unter den Fuß bringen können, sondern sich mit Eroberung eines günstigen Monarchen- oder Frauenblicks begnügen müssen. Sie storchten nach wenigen Tagen insgesammt mit Riesenschuhen herum, u. die meisten trugen vorn an der Spitze klingende Schellen, die sich besser an ihre Kappen geschickt hätten.—Der König neckte mich so lange, bis ich mir endlich selbst den Narrenland anschaffte. Ich ließ, statt der gar zu geckenhaften Schellen, mein Wappenbild, den Hahn darauf setzen, und er ist auch nicht stumm; das sollen die Herren gleich hören." — Die hohe Person beugte sich jetzt zu den Hähnen hinab, berührte sie mit dem Zeigefinger, und sie krähten, wie lebendig, und schlugen dazu mit den Flügeln. Den Anwesenden grieselte die Haut. „Seht, meine Herren," sagten Hochdieselben, „das ist ein französisches Kunstwerk! Das macht mir einmal in Deutschland nach!"

Eben trat der Stadtpfarrer, der sich etwas verspätet hatte, in seiner Amtskleidung herein. Der Graf schnitt ihm, zum Dank für seine ehrerbietige Verbeugung, ein zorniges Affengesicht, und bediente sich, wie von einer Uebelkeit angewandelt, seines Riechfläschchens. Der Anfall ging indessen vorüber. Als jedoch, nachdem die Suppe aufgetragen war, der Pfarrer das Tischgebet zu sprechen begann, schien dem Grafen von neuem unwohl zu werden: er verzerrte das Gesicht noch häßlicher, als zuvor, hinkte an's Fenster, riß es auf, steckte den Kopf hinaus, und zog ihn nicht eher wieder zurück, bis der Pfarrer das Gebet vollendet hatte. Der Wirth nöthigte nun den erhabenen Gast, der wieder mit ruhiger Miene vom Fenster zurück kam, an die Oberstelle der Tafel, und wollte ihm den Geistlichen, als den vornehmsten der einheimischen Gäste, an die Seite setzen; allein der regierende Herr, dem diese Anordnung nicht beliebte, spielte ohne Umstände, wiewohl er sich auf einem fremden Gebiete befand, den Regenten: er faßte mit der einen Hand seinen Sohn, mit der andern Lenoren, und zog sie links und rechts auf die Stühle neben sich nieder.

Es war sonderbar, daß der Erbgraf, der acht Tage zuvor eine sehr geläufige Zunge besaß, und das gute Vernehmen mit seinem Vater rühmte, jetzt in Gegenwart desselben stumm, scheu und blöde war, als ob er nicht drey zählen könnte. Desto besseres Mundwerk hatte der regierende Herr. Nur ließ er sich meistens mit so seltsamen Meinungen heraus, daß ihm die ganze Tischgesellschaft hitzig widersprochen haben würde, wenn nicht sein Rang den zaghaften Spießbürgern ein Schloß vor den Mund gelegt hätte.

Als man unter andern über die damalige Theuerung klagte, und die Kornwucherer verwünschte, fiel er dem Sprecher in's Wort: „Scheltet mir die wackern Leute nicht! Es sind unentbehrliche Frohnvögte, die das träge Menschengeschlecht mit der Geißel des Hungers zur Thätigkeit treiben. Besonders sind wir Großen ihnen Dank schuldig. Sie sorgen dafür, daß wir uns nicht selbst die Schuhe putzen müssen: denn wer würde für Andere knechten und arbeiten, wenn er sich täglich für ein Paar Heller satt essen könnte? — Darum sollte man um jene verdienstvollen Männer eine allgemeine Landtrauer anlegen, wenn sie, bey plötzlichem Fallen der Getreidepreise, zum Strick greifen, und aus dem hänfenen Fenster heraus der Welt, der sie nicht mehr nützen können, Valet sagen."

Als der Nachtisch aufgesetzt wurde, lehnte sich der edle Herr gemächlich im Stuhle zurück, legte die Hände gefaltet auf die Brust, ließ die Daumen um einander herum spielen, und sagte: "Ich bin heute überaus heiter! Warum haben wir nicht Musik?"

"Ew. Hochgräfliche Gnaden verzeihen," antwortete der Wirth, „damit ist's in unserm Neste gar schlecht bestellt. Wir haben nur drey Fiedler, deren wir überdies heute nicht habhaft werden konnten, sintemal sie bey einer großen Bauernhochzeit, die acht Tage dauert, mit ihren Cremoneser Geigen aufwarten. Wollten aber Ew. Gnaden geruhen, sich mit Zitherspiel und Gesang zu begnügen, so würde mein gegenwärtiger Herr Gevatter, Kantor Gabriel, nicht ermangeln, sich unterthänig hören zu lassen."

Herr Gabriel, der dem bekannten Sprichworte: Cantores amant humores! nachgelebt und weidlich gezecht hatte, ward noch tölber, als er schon war, und winkte dem Herrn Gevatter mit der Hand, ihn in Ruhe trinken zu lassen. Doch der Graf sagte: "Also sitzt ein Namensvetter des berühmten Engels Gabriel mit uns zu Tische? — Nun, die Engel sind vortreffliche Sänger und Harfner; daher bin ich lüstern, den Herrn Kantor singen und spielen zu hören, weil er ohne Zweifel seinem Engelnamen keine Schande machen wird."

Der Kantor erhob sich vom Stuhle, und lallte mit schwerer Zunge: "Der erlauchte Herr denken zu günstig von meiner Wenigkeit. Ich bin leider ein Stümper, und bitte geziemend, mir den Beweis davon gnädig zu erlassen."

Da sprang Herr Peter hastig auf, trippelte hin zum Kantor, und sagt' ihm in's Ohr: "Gevatter, sperrt Euch doch nicht! Es kann Euch eine

Hand voll Dukaten einbringen, und am Trunk sollt Ihr nichts einbüßen; Ihr könnt morgen zwey Flaschen Wertheimer gratis bey mir abholen lassen."

Das waren Bewegungsgründe, denen Herr Gabriel nicht widerstehen konnte. Er ging mit schwankenden Schritten nach Hause, holte seine Zither, und fragte bey der Rückkunft den Grafen: ob er ein ernstes oder scherzhaftes Lied befehle.

"Gebt uns ein lustiges Stück!" sagte der Graf. "Das vom zerbrochenen Satan, Herr Gevatter!" schrie der fröhliche Wirth. "Vom zerbrochenen Satan?"—rief der Graf, hell auflachend. "Das will ich hören!" Der Zitherschläger sang, nach einem kurzen Vorspiele, folgende wilde Posse.

Als der Teufel herunter vom Himmel fiel,
Da ging er morsch entzwey.
Seine Glieder wurden der Winde Spiel,
Und flogen umher, wie Spreu.
Auf den Boden des Landes Hispania
Ward das Haupt vom Sturm gefä't.
Drum wuchs der Kürbis des Hochmuths allda,
Der ohne Verdienst sich bläht.
Die Brust und das schwarze Herz darin,
Die kamen in Welschland an Port:
Drum herrschet dort viel hämischer Sinn,
Und Nachsicht und Meuchelmord.
Der Magen und Bauch, zusammen gesellt,
Erreichten in Deutschland ihr Ziel:
Drum schmauset man hier so gern, und hält
Auf volle Becher viel.
Die Beine drehten sich lang' im Ring',
Und endlich nach Frankreich hinein:
Drum ist der Franzos ein so regsames Ding,
Und kann nie ruhig seyn.
Nach Algier reis'te die eine Hand,
Die andere nach Tunis hin:
Drum stickt man dort, von Habsucht entbrannt,
In's Meer nach Raubgewinn.
Die Zunge, vom Teufel zerbissen vor Wuth,
Flog stückweis in alle Welt:
Drum schwärmt überall der Lügen Brut,
Und Wahrheit räumet das Feld.

Der regierende Herr wollte, während des Gesanges, immer vor Lachen bersten. "Das ist ein erzschnurriges Ding!" rief er am Ende, "Der Teufel selbst, wenn er hier wäre, würde sich darüber freuen; denn ungeachtet ihn das Lied unbarmherzig zerbröckelt, befindet er sich doch, nach den neuesten Nachrichten, im besten Wohlseyn."

Hierauf zog er einen schweren, mit Gold gefüllten Beutel aus der Tasche, legte ihn auf einen Teller, und sagte zu dem hinter seinem Stuhle stehenden Bedienten: "Bring' das dem wackern Sänger, zur Erkenntlichkeit für das mir gemachte Vergnügen." — Mit der feurigsten Dankbarkeit küßte der Beschenkte des hohen Gebers Hand und Kleid. "Nehmt fürlieb, mein Freund!" sagte der Graf. "Und sollt' es Euch über kurz oder lang hier nicht mehr gefallen, so kommt an meinen Hof, und seyd der Bestallung zum Tonmeister, mit gutem Gehalte, gewärtig." (Beschluß folgt.)